Georg Friedrich Meiers
der Weltweisheit öffentlichen Lehrers
zu Halle

Beurtheilung
der
Gottschedischen Dichtkunst.

Zweytes Stück.

Halle,
Verlegts Carl Hermann Hemmerde.
1747.



Der andere Abschnitt.

Beurtheilung des zweyten Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.



§. 34.



In diesem Capitel hat der Herr Professor Gottsched, den Character eines Dichters entwerffen wollen. Ehe ich dasselbe stückweise und insbesondere prüfe, will ich zuvor zeigen, worin es der Herr Professor überhaupt, meinem Bedüncken nach, versehen hat. Ich will darthun, daß das Gemälde, so er uns von einem Dichter entworfen hat, nicht gut gerathen sey, weil er 1) einige von den wesentlichen und nothwendigsten Zügen desselben gantz vergessen, 2) einige Stücke zu dem Character eines Dichters gerech-

net, die nicht dahin gehören, und 3) die Stücke, die er angeführt, nicht in der gehörigen Verknüpfung und Ordnung mit einander verbunden.

§. 35.

Wenn man mit Grunde bestimmen will, was zu dem Character eines Dichters erfodert wird, so muß man wissen, worin dieser Character überhaupt bestehe. Ohne einem solchen Leitfaden, dergleichen eine genaue Erklärung dieses Characters ist, ist es gar zu leicht geschehen, daß man in dem Gemälde eines Dichters einen Fehler begeht. Man muß die Grentzen und die äussersten Linien dieses Gemäldes zuerst zeichnen, ehe man das Gemälde selbst verfertigen kan. Ich verstehe durch den Character eines Dichters alles dasjenige, wodurch er geschickt gemacht wird zu dichten. Oder der Inbegriff aller innern Bestimmungen eines Dichters, welche die nähern Gründe eines Gedichts enthalten, ist der Character eines Dichters. Wenn man alles dahin rechnen wolte, was auf eine entferntere Art zu einem Gedichte etwas beyträgt, oder was auf eine entferntere Art einen Dichter zum dichten geschickt macht; so müste man alle Kräfte der Seelen, und ich weiß selbst nicht was noch mehr dahin rechnen. Da nun dieses wider die Absicht derjenigen Kunst läuft, nach welcher man Charactere entwerffen muß, so glaube ich, daß jederman mit meiner Erklärung zufrieden seyn kan. Wer den Character eines Helden entwerffen will,

sagt

sagt nicht alles, was zu dem heldenmäßigen was beyträgt; sondern nur dasjenige, was auf eine nähere Art in dem Begriffe eines Helden enthalten ist.

§. 36.

Weil es verschiedene Arten der Gedichte gibt, die zwar vieles mit einander gemein haben, die aber doch zugleich dergestalt von einander unterschieden sind, daß in dem einen etwas schön seyn kan, was in dem andern einen ungemeinen Uebelstand verursachen würde, so ist der Character eines Dichters von doppelter Art. Ein allgemeiner, und ein besonderer. Durch jenen wird er überhaupt geschickt ein Dichter zu seyn, durch den letztern aber wird er insbesondere aufgelegt, dieser oder jener Dichter z. E. ein satyrischer, comischer, tragischer u. s. w. zu seyn. Den erstern kan man auf eine dreyfache Art betrachten, in Absicht auf die Kräfte eines Dichters, in Absicht auf seine Erkenntniß, und in Absicht auf seine Sitten.

§. 37.

Bey den Kräften eines Dichters §. 36. muß man sie selbst, ihre Erlangung, und ihren Gebrauch unterscheiden. Was die Kräfte selbst betrift, so machen sie zusammengenommen in einem Dichter seinen poetischen Kopf aus (ingenium & temperamentum poeticum). Wer diesen recht entwerfen will, der muß nicht nur diese Kräfte selbst nahmhaft machen, son-

igen, in welcher Proportion sie in
er angetroffen werden müssen. Ich
ur in der Kürtze thun, und ich rech=

Erkenntnißkräften, und zwar
den untern und sinnlichen Kräften
das herrschende Vermögen, die
chtungskraft (facultas fingendi)
; diejenigen Vermögen, ohne wel=
n die Dichtungskraft nicht stat fin=
n kan, oder nicht ihre gehörige Voll=
mmenheit und Stärcke bekomen kan.
Eine gute Einbildungskraft.
Gesunder Witz
Grosse Scharfsinnigkeit
Ein guter Geschmack
Ein gutes Bezeichnungsvermögen
Ein gutes Vermögen vorherzusehen
n den obern Erkenntnißvermögen
Ein schöner Verstand
Eine reife Beurtheilungskraft.
Begehrungskräfte eines Dichters. Die=
üssen
t in Bewegung gesetzt werden können.
Dichter muß ein zärtliches leicht be=
liches Gemüth besitzen.
ht sehr starck bewegt werden können,
:, der Dichter muß nicht nur voller
st, sondern auch voller Feuer seyn
er der Herrschaft der Vernunft und
heit stehen. Folglich müssen sie eine

Fer=

Fertigkeit haben, nur ehrbare, edle und erhabene Gegenstände zu begehren, und auf eine ehrbare, edle und erhabene Art in Bewegung gesetzt zu werden.

§. 38.

Was die Erlangung der poetischen Kräfte betrift §. 37. so bekomt ein Dichter dieselbe

1. Durch die Geburth, das heißt, er muß ein gebohrner Dichter seyn.
2. Durch seine Uebungen. Diese sind von doppelter Art
   a. solche Uebungen die er anstelt, ohne die Regeln der Kunst zu verstehen, und derselben sich bewußt zu seyn, wenn er diese Uebungen anstelt
   b. solche Uebungen, die nach den Regeln der Kunst geschehen.

§. 39.

Zu dem Gebrauche der Kräfte eines Dichters §. 37. gehört.

1. Die poetische Wuth und Begeisterung, oder derjenige Zustand eines Dichters, in welchem so viele Kräfte in dem Grade bey ihm würcksam, lebendig und geschäftig sind, als nöthig ist, wenn er würcklich poetisch dencken will.
2. Die poetische Großmuth, oder der Rathschluß nichts anders als würdige Gedancken hervorzubringen. Durch diesen Rathschluß werden die Begehrungskräfte eines Dichters §. 37. auf die gehörige Art würcksam gemacht.

Das Bemühen der Ausbesserung, oder der Gebrauch der Beurtheilungskraft, die in der poetischen Wuth erzeugten Gedancken zu verbessern, das ist, die Fehler aus dem Wege zu räumen, und die Schönheiten zu vermehren, die es bedürfen.

§. 40.

Was die würckliche Erkenntniß eines Dichters betrift §. 36. so gehört dahin

Die Wissenschaft der Dichtkunst, die bey ihm practisch seyn muß.

Gelehrsamkeit

a. Wie sie überhaupt beschaffen, nemlich mehr weitläuftig als gründlich.

b. Insonderheit gehören dahin

α. alle Wissenschaften, welche die Erscheinungen in der Körperwelt erklären z. E. die Naturlehre und Mathematic.

β. die gantze practische Weltweisheit

γ. die Geisterlehre

δ. die Historie im allerweitesten Umfange.

. Viele Erfahrungen, oder eine weitläuftige Erkenntniß, die er durch den Gebrauch der Dinge selbst erlangt hat, als wohin ich z. E. die so genannte Kenntniß der Welt rechne.

§. 41.

Die Sitten eines Dichters §. 36. müssen iberhaupt tugendhaft seyn. Insbesondere nuß er ehrbare, edle und heroische Sitten an ich haben, und eine lebendige Erkenntniß derelben besitzen.

§. 42.

§. 42.

Der besondere Charäcter eines Dichters §. 36. ist von dem allgemeinen nur darin verschieden, daß man in jenem nur sagen darf, wie der allgemeine beschaffen seyn muß, um eine gewisse gegebene Materie auf eine gewisse Art poetisch zu dencken. Und da mein jetziger Zweck nicht ist diese Sachen auszuführen, so habe ich nicht nöthig mehr hievon zu sagen. Ich habe nur das Scelet eines Dichters meinen Lesern zeigen wollen, um im Stande zu seyn, ihnen das fehlerhafte in dem Gottschedischen Character handgreiflich unter die Augen zu stellen.

§. 43.

Nach des Herrn Professor Gottscheds Meinung, in dem zweyten Capitel seiner Dichtkunst, muß ein Dichter

1. ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge seyn §. 5.
2. ein gutes und zum Nachahmen geschicktes Naturell haben §. 10. und
3. eine starcke Einbildungskraft §. 11.
4. viele Scharfsinnigkeit §. 11.
5. grossen Witz §. 11.
6. gut erzogen seyn §. 12.
7. eine weitläuftige Gelehrsamkeit §. 14 besitzen, sonderlich ein Weltweiser seyn §. 16.
8. eine Beurtheilungskraft besitzen §. 17.
9. ein ehrliches und tugendliebendes Gemüth §. 18.

§. 18 sonderlich muß er kein Schmeichler §. 21 und kein Lästerer §. 24 seyn.

§. 44.

Man darf nur meinen Entwurf zu dem Character eines Dichters mit dem Gottschedischen vergleichen, wenn man überzeugt seyn will, daß der letztere überaus mangelhaft und unvollständig sey. Wir wollen die Züge, die diesem Bilde fehlen, zehlen. 1) Ist des besondern Characters §. 42 auch nicht mit einer eintzigen Sylbe Erwehnung geschehen. Dieser Mangel kan mehr Schaden verursachen, als man sich anfangs vorstelt. Gesetzt, ein angehender Dichter wisse von der Dichtkunst nichts weiter, als was Herr Gottsched gesagt hat. Gesetzt, dieser Dichter halte die Gottschedische Dichtkunst für vollständig. Dieser Mensch wird in den Gedancken stehen, daß er ein Dichter sey, wenn er dem, von Herr Gottscheden entworfenen, Character völlig ähnlich ist. Dieser Gedancke wird ihn verleiten, alle Arten der Gedichte zu wagen. Er wird Oden und Elegien, Trauerspiele und Schäfergedichte, Satyren und Comoedien machen. Folglich wird er in allen ein Stümper bleiben, und in keinem ein Meister werden. Warum? Weil kein Mensch zu allen Arten der Gedichte aufgelegt ist. Keiner von denjenigen Dichtern, welche durch die einhelligen Stimmen aller Jahrhunderte bewährt gefunden worden, hat Gedichte von allen Arten

ten gemacht. Ein jeder hat sich, in einer od e der andern Art Gedichte, allein hervorgethan. Die Erfahrung lehrt, daß dieser Schade, bey einigen Gottschedianern, sich sehr mercklich geäussert. 2) Das Vermögen zu dichten ist gantz vergessen worden, da dasselbe doch das vornehmste Vermögen eines Dichters ist. Wer kan, ohne dieses Vermögen, auch nur einen Entwurf, zu einem epischen und theatralischen Gedichte machen? 3) Des Bezeichnungsvermögens ist keine Erwehnung geschehen. Muß denn nicht ein Dichter, die schönsten Worte mit den schönsten Gedancken verknüpfen? Und kan er dieses wohl thun, wenn er nicht dasjenige Vermögen unserer Seele, wodurch sie Zeichen mit den Gedancken verknüpft, in einem sehr vollkommenen Grade besitzt? 4) Das Vorhersehungsvermögen ist einem Dichter gantz unentbehrlich. Alles was wir begehren und verabscheuen sollen, muß als ein zukünftiges Ding vorgestellt werden, das wir durch unsere Kräfte würcklich machen oder verhindern können. Durch die Vorhersehungen oder Vorstellungen zukünftiger Sachen wird eine Rede feurig, rührend und pathetisch gemacht, weil alle Triebfedern des Gemüths, aus dem nachfolgenden Zustande desjenigen, der gerühret werden soll, hergenommen werden müssen. Alles dieses hat Herr Gottsched nicht berührt. 5) Des schönen Verstandes ist auch keine Erwehnung gethan, und der ist doch einem

einem Dichter unentbehrlich, wenn er das Gantze in einem Gedichte geschickt anordnen, und die Theile gehörig zusammenfügen will. 6) Was ich §. 37 von den Begehrungskräften eines Dichters angemerckt habe, ist denselben ohne Zweifel unentbehrlich, und ist von Herr Gottscheden gar nicht berührt worden. 7) §. 12 und 13 hat zwar der Herr Professor von den Uebungen gehandelt, die man mit einem angehenden Dichter anstellen muß, allein seine vorgeschlagene Uebungen sind nur entferntere. Diejenigen, welche zunächst die Fertigkeit zu dichten verursachen, und die ich §. 38 berührt habe, sind gäntzlich übergangen worden. 8) Die poetische Wuth hat der Herr Professor gar nicht berührt §. 39. da dieselbe doch in dem Character eines Dichters so nothwendig ist. Die allergeschicktesten Poeten sind zu manchen Zeiten nicht geschickt, auf eine ihrer selbst würdige Art zu dencken. Der Character eines Dichters, der diese Wuth nicht enthält, ist tod und ohne Leben. Und eben so verhält es sich mit der 9) poetischen Großmuth. Die schönsten Dichter haben öfters kriechende und unflätige Gedancken ausgeheckt, weil sie zu der Zeit von dieser Großmuth verlassen worden. Horatz ist ein berühmtes Beyspiel davon, folglich hätte Herr Gottsched dieses nicht vergessen sollen. 10) Das Bemühen der Ausbesserung ist eben so nöthig. Ein Dichter kan in seiner Wuth nicht alle Theile

des

des Gantzen aufs möglichste schön dencken. Steht er also in der thörichten Einbildung, daß die ersten Gedancken immer die schönsten, und was er geschrieben habe, das habe er geschrieben, so fehlt ihm einer der schönsten Züge des poetischen Characters, den doch gleichwohl Herr Gottsched übergangen hat. 11) Der Herr Professor hat zwar §. 14. 15. 16. von der Wissenschaft eines Dichters gehandelt, allein ausser dem, daß er die eigene Erfahrung eines Dichters und die theoretische Poesie vergessen, so hat er vornemlich in diesem Stücke einen unvollständigen Character entworffen, weil er weder angezeigt, wie die Gelehrsamkeit eines Dichters überhaupt beschaffen seyn müsse, noch auch angemerckt, welche Wissenschaften insbesondere ihm vor allen andern unentbehrlich sind.

§. 45.

Der andere Fehler, den ich in dem Gottschedischen Character eines Dichters zu finden glaube, besteht darin, daß er überflüßige Stücke enthält §. 34. Ich rechne gleich dahin das erste Stück, nemlich daß ein Dichter, ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge, seyn müsse §. 43. Dieses ist, nach des Herrn Professors Meinung, die Erklärung eines Dichters, und dieses ist eben die Ursache, warum sie nicht in den Character eines Dichters gehört. Die logische Erklärung einer Sache ist der Grundriß des Characters, und

und dieser muß gleichsam der Commentarius über die Erklärung seyn. Wenn ein Maler ein Bild malt, so zeichnet er sich erst einen Grundriß, den man aber hernach nicht mehr gewahr wird, wenn das Bild ausgemalt ist, und eben so macht es ein Baumeister mit dem Grundrisse zu einem prächtigen Gebäude. Eine jede Erklärung ist der erklärten Sache gleich. Wolte man nun in der Zeichnung des Characters derselben, die Erklärung zuerst nennen, und hernach noch mehr dahin rechnen, so wäre es eben so viel, als wenn ich sagen solte was zu einem Gantzen erfodert würde, und ich wolte antworten: zuerst alle seine Theile, und alsdenn dieses oder jenes noch dazu genommen. Wenn ich den Character eines Tugendhaften schildern solte, und ich wolte sagen: ein Tugendhafter muß eine Fertigkeit rechtmäßiger Handlungen besitzen, hernach einen erleuchteten Verstand u. s. w. so würde ich als ein Mensch zu betrachten seyn, der sich auf die Schilderung der Charactere sehr schlecht verstünde. Aus der Erklärung eines Dichters muß man seinen Character herleiten und beweisen, keinesweges aber dieselbe unter die Hauptzüge dieses Characters mengen. Wolte man sagen, ich hielte ja diese Erklärung eines Dichters für falsch, und folglich würde, nach meiner eigenen Meinung, dieser Zug in dem Bilde eines Dichters nicht überflüßig seyn. Allein man gewint mit dieser Ausflucht

flucht nichts. Die Nachahmung der Natur ist eine, von den Würckungen des gesunden Witzes. Es würde aber ohne Zweifel ausschweifend seyn, wenn man eine jede Würckung der Kräfte eines Dichters, als Hauptzüge in dem Bilde eines Dichters, anbringen wolte. Es ist also genug, wenn man nur sagt, ein Dichter müsse einen guten Witz besitzen, und das hat Herr Gottsched gethan §. 43.

§. 46.

In dem 12 und 13 §. wird eine gute Erziehung zu dem Character eines Dichters gerechnet, und ich glaube, daß auch dieses überflüßig sey. 1) Weil eine gute Erziehung einen Dichter nur auf eine entferntere Art zum dichten geschickt macht, zumal da Herr Gottsched solche Sachen hier anführt, welche nicht unentbehrlich sind z. E. das Reissen und Malen. Dergleichen entferntere Hülfsmittel müssen aber in einem geschickt entworfenen Character übergangen werden §. 35. 2) Weil wir unläugbar gute Dichter haben, denen es aber an guter Erziehung gefehlt, wenigstens kan man dieses aufs wahrscheinlichste darthun. Orpheus, Linus, Homerus haben, aller wahrscheinlichen Muthmassung nach, keine solche Erziehung genossen, als zu einem zukünftigen Dichter erfodert wird. Unterdessen, wenn man dieses Stück nicht mit zu dem Character rechnen will, den der Herr Professor entworffen, sondern dasselbe als eine glücklich

ange-

angebrachte Ausschweifung ansehen will, so habe ich überhaupt dawider gar nichts einzuwenden, denn derjenige Dichter ist glücklich, der einer solchen Erziehung theilhaftig geworden.

§. 47.

Daß der Herr Professor §. 21 und 22 fodert, ein Dichter müsse kein Schmeichler und Lästerer seyn, ist in dem allgemeinen Character eines Dichters vollkommen überflüßig. Ein Dichter kan nur ein Schmeichler seyn wenn er lobt, und ein Lästerer wenn er tadelt. Da es nun viele Gedichte gibt, in welchen eintzelne Personen weder gelobt noch getadelt werden, so gehören diese Stücke in den besondern Character eines Dichters. Wenn man es nöthig zu seyn erachtete, alle die Tugenden namhaft zu machen, die ein Dichter dann und wann nöthig hat, so würde der Gottschedische Character noch tausendmal unvollendeter seyn als er würcklich ist, denn wie viele Tugenden hat er nicht zu nennen vergessen?

§. 48.

Zum dritten fehlt es dem Gottschedischen Character an der gehörigen Ordnung §. 34. Die Ordnung ist eine von den nöthigsten Eigenschaften eines gut gerathenen Characters. Durch einen Character sucht man, einen recht deutlichen und vollständigen Begrif des characterisirten Dinges, zu verursachen. Nun lehrt die Vernunftlehre, daß es unmöglich sey, einen deutlichen Begriff von einer Sache zu ma=

machen, wenn man sich die Merckmale derselben nicht in der gehörigen Ordnung vorstelt. Wenn ein Maler etwas abschildern wolte, malte er auch die eintzeln Theile aufs schönste, so wird er doch tadelhaft seyn, wenn er die Theile nicht in eben die Verbindung setzt, als sie in dem Urbilde angetroffen werden. Man darf den Gottschedischen Character nur ansehen, um die Unordnung zu erblicken, die in demselben herrscht. Erst komt die Erklärung eines Dichters, alsdenn springt der Herr Professor auf das Naturell zurück. Alsdenn folgen einige Kräfte der Seele. Denn wird von der würcklichen Erkenntniß eines Dichters gehandelt, unmittelbar darauf wird wieder von einer Kraft der Seele gehandelt. Ich berufe mich auf das Gewissen meiner Leser, ob sie mit Wahrheit sagen können, daß sie nach vollendeter Durchlesung des zweyten Capitels im Stande sind, das Bild eines Dichters mit einemmale in der gehörigen Symmetrie ihrem Gemüthe vorzustellen?

§. 49.

Bisher habe ich das zweyte Capitel der Gottschedischen Dichtkunst überhaupt beurtheilt, es sind aber noch einige Einwürfe übrig, welche wider eintzelne Stellen gerichtet sind. In den vier ersten Absätzen komt bloß ein Eingang vor, der ziemlich weitläuftig gerathen, in welchem doch nichts weiter bewiesen wird, als daß nur ein philosophischer Kenner der Gedich-

te im Stande sey, den Character eines Dichters zu entwerfen. Dieser gantze Eingang hätte, ohne Nachtheil der Vollständigkeit der gantzen Dichtkunst, wegbleiben können, und es wäre besser gewesen, sich durch den genauen Entwurf des Characters eines Dichters als einen philosophischen Kunstrichter zu characterisiren, als den vorhin angeführten Satz zu beweisen, und auf einen vollständigen Eingang eine unvollständige Abhandlung folgen zu lassen. An stat dieses Eingangs hätten nöthigere Sachen stehen können, und ich mache hier diesen Einwurf, um dem Herrn Professor seine gewöhnliche Antwort zu zernichten, er habe nemlich keine gar zu weitläuftige Dichtkunst schreiben wollen. Ich habe dieses nochmals erinnern wollen, und werde es nicht noch einmal sagen, wenn ich im folgenden mehrere Einwürfe von dieser Art vortragen werde. Alles in diesem Eingange ist an sich betrachtet gut, allein, ohne mich bey der Erklärung der Weltweisheit aufzuhalten §. 3. muß ich den Cicero wider den Herrn Professor vertheidigen. Er will in dem dritten Absatze darthun, daß man in der Dichtkunst sich im loben und tadeln nicht nach den grossen Haufen, oder wie er ihn §. 1. nennt, dem Pöbel richten müsse. Unter andern sagt er: **denn ich bin hier gar nicht der Meinung des sonst so scharfsinnigen Cicero zugethan, der in seinem andern Buche vom Redner schreibt:**

Omnes

Omnes tacito quodam ſenſu, ſine ulla arte & ratione, quæ ſint in artibus ac rationibus recta ac prava, diiudicant. Meines Erachtens wird Cicero hier zur Unzeit getadelt. Die Stelle ſteht nicht im zweyten, ſondern im dritten Buche vom Redner, und folget unmittelbar auf die Unterſuchung von Numerus oratorius. Der gantze Zuſammenhang heißt ſo: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo hæc vulgus imperitorum in audiendo notet; cum in omni genere, tum in hoc ipſo magna quædam eſt vis incredibilisque naturæ. Omnes enim tacito quodam ſenſu, ſine ulla arte aut ratione, quæ ſint in artibus ac rationibus recta ac prava, diiudicant; idque cum faciunt in picturis & in ſignis, & in aliis operibus, ad quorum intelligentiam a natura minus habent inſtrumenti; tum multo oſtendunt magis in verborum, numerorum vocumque iudicio, quod ea ſunt in communibus infixa ſenſibus, neque earum rerum quemquam funditus natura voluit eſſe expertem. Itaque non ſolum verbis arte poſitis moventur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paulum modo offenſum eſt, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant. Quid? hoc non idem fit in vocibus, ut a

 multi-

multitudine & populo, non modo catervæ atque conventus, sed etiam ipsi sibi singuli discrepantes eiiciantur? e. c. Man darf nur diese Stelle gelesen haben, um zu sehen, daß Cicero den Grund geben will, warum solche Wercke der Künste, die in die äusserlichen Sinne fallen, auch von dem gemeinen Manne richtig beurtheilt werden, und zwar nach Gründen, deren er sich selbst nicht bewußt ist. Soll ich Cicerons Meinung mit unsern heutigen Worten ausdrucken, so will er sagen, alle Menschen haben einen Geschmack der Sinne, wodurch sie das vollkommene und unvollkommene in sichtbaren, hörbaren u. s. w. Dingen gewahr werden. Es ist also dem Cicero nicht in den Sinn gekommen zu sagen, daß der Pöbel auch von den innern Schönheiten eines Gedichts richtig urtheile. Ein Mensch, der den allerverdorbensten Geschmack in Absicht auf das Wesen der Gedichte hat, kan doch wohl richtig urtheilen, ob eine Sylbe zu lang oder zu kurtz ausgesprochen werde. Unser deutscher Pöbel kan dieses eben so wohl als der lateinische, und ich begreife nicht, warum Herr Gottsched der Meinung des Cicero nicht zugethan seyn könnte.

§. 50.

In dem 5 bis zum 8 Absatze trägt der Herr Professor seine Erklärung eines Gedichts vor, und rettet dieselbe wider verschiedene Einwürfe. Ich habe schon, in meiner Vertheidigung

gung der Baumgartischen Erklärung eines Gedichts wider den neuen Büchersaal §. 24. meine Einwendungen wider diese Erklärung vorgetragen. Ich muß mir aber hier Gelegenheit nehmen, dem Aristoteles Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. In der angeführten Stelle habe ich gesagt, daß Herr Gottsched den Aristotelischen Begriff verbessert, und daß Aristoteles nicht im Stande sey, einen Dichter von einem Maler, Musicus u. s. w. zu unterscheiden. Ich habe mich damals blos auf mein Gedächtniß verlassen, und da ich die Dichtkunst des Aristoteles nachher wieder nachgelesen, so habe ich gefunden, daß ich mich in beyden Stücken geirret. Aristoteles sagt in dem ersten Capitel nicht bloß, daß ein Gedicht eine Nachahmung der Natur sey, sondern daß ein Dichter der Natur nachahme durch die Rede, und öfters zugleich die Harmonie und die Zahl oder den Tact brauche. Vermöge dieser Erklärung unterscheidet er selbst den Dichter, von dem Tonkünstler und Maler. Wenn man also wider diese Erklärung Einwürfe macht, so darf sich dessen Herr Gottsched nur annehmen, in so fern er ein Nachfolger des Aristoteles ist. Uebrigens wäre es auch so nothwendig nicht gewesen, daß die Einwürfe wider diese Erklärung beantwortet wären, weil man die Beantwortung solcher Einwendungen, ohne Nachtheil der Vollständigkeit eines Buchs, worüber man Collegia

   hal-

halten will, füglich in die mündlichen Erleu-
terungen verspart.

§. 51.

Wenn ich sagen solte was ein gebohrner Poet sey, so würde ich mit dem Herrn Professor nicht bloß sagen, daß es ein zum Nachahmen geschicktes Naturell sey §. 10. sondern ich würde den poetischen Kopf so erklären, wie ich es §. 37. gethan habe. In dem 11 Absatze sagt er: **das ist nun, nemlich das poetische Naturell, meines Erachtens die beste Erklärung, die man von dem göttlichen in der Poesie geben kan u. s. w.** Hier wird unstreitig das göttliche in dem Dichter, ingenium & mens divinior, mit dem göttlichen in der Poesie vermengt. Jenes ist unstreitig das poetische Naturell, allein dieses muß in den poetischen Gedancken angetroffen werden, und da kan man es am kürtzesten, durch den höchsten Grad der poetischen Schönheiten, erklären. Wenn ein Gedancke im höchsten Grade reich, erhaben, lebhaft, wahrscheinlich, überredend und rührend ist, so besitzt er das Göttliche, und das hat diesen Namen bekommen, weil die Poeten ihre schönen Gedancken von den Eingebungen der Musen herleiteten.

§. 52.

Wenn der Herr Professor, in dem 12. Absatze sagt, daß der glücklichste poetische Kopf ohne gehörige Erziehung verwildere, so leidet dieses einige Ausnahme. Ich kan mich hier auf

auf das schöne Gedicht berufen, welches ein Bauren Sohn bloß durch sein Naturell verfertiget, und dem Herr Gottsched eine Stelle in seinem Büchersaale eingeräumt. Dieser Hofnungsvolle Dichter, hat ohne Zweifel die Erziehung nicht genossen, die der Herr Professor anpreißt, und er ist doch nicht ein Possenreisser, Pritschmeister und alberner Reimschmid geworden. In der gantzen vorgeschlagenen Erziehung gebohrner Dichter ist das vornehmste vergessen worden, daß man nemlich dieselben antreibe zeitig zu naturalisiren, oder poetische Ausarbeitungen selbst zu verfertigen, ehe sie die Regeln der Kunst noch verstehen, und daß man diese Jugendproben ohne Barmhertzigkeit nach Gründen beurtheile.

§. 53.

In dem 14 Absatze wird von einem Dichter gefodert, daß er in keinem Theile der Gelehrsamkeit ein Fremdling sey. Ein Dichter hat hier zwey Abwege zu vermeiden. Keine lächerliche Unwissenheit zu verrathen, und keine pedantische, schulfüchsische und trockene Art zu dencken zu erwehlen. Das erste hat Herr Gottsched angemerckt, aber nicht das letzte. Folglich hätte er bey dieser Gelegenheit nicht nur zeigen sollen, wie die Gelehrsamkeit eines Dichters beschaffen seyn müsse, sondern wie auch ein Dichter seine Gelehrsamkeit in seinen Gedichten anbringen und brauchen müsse. Der besondere Character eines Dichters erfodert,

daß er niemals einen Gedancken aus einem Theile der Gelehrsamkeit entlehne, in welchem er ein Fremdling ist. Wenn Herr Gottsched dieses angemerckt hätte, so würde er nicht nöthig gehabt haben, in dem 15 Absatze den Einwurf zu beantworten, als wenn er zu viel von einem Dichter födere.

§. 54.

In dem 18 Absatze redet Herr Gottsched von der Tugend eines Dichtes zu allgemein. Er hätte alle Tugenden in die niedern oder gemeinen, in die edlen, und in die heroischen eintheilen sollen, und hätte sagen sollen, daß ein Dichter alle diese Tugenden besitzen, oder wenigstens eine lebendige Erkenntniß derselben haben müsse: denn diese drey Arten der Tugenden braucht er, in der niedern mitlern und erhabenen Schreibart, wie ich unten beweisen will. Der nächste Grund, warum ein Dichter tugendhaft seyn muß, besteht darin, weil kein lasterhafter Gedancke, die möchlichste poetische Schönheit, besitzen kan. Folglich hat der Herr Professor nicht den besten Beweiß seines Satzes geführt.

Der

Der dritte Abschnitt.

Beurtheilung des dritten Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.

§. 55.

In diesem Capitel handelt der Herr Professor von dem guten Geschmacke eines Poeten, und ich glaube, daß eine eigene ausführliche Betrachtung dieser Sache, in einer Anweisung zur Dichtkunst, überflüßig sey. Ich will nicht sagen, daß man in einer solchen Anweisung, gar keine Erwehnung des guten Geschmacks thun solle. Keinesweges. Wenn man den Character eines Dichters schildert, so muß man sagen, daß ein Dichter auch einen guten Geschmack besitzen müsse. §. 37. Allein das muß so kurtz geschehen, als man es mit andern poetischen Gaben zu machen pflegt. Handelt man aber in einem eigenen Abschnitte von dem guten Geschmacke, so ist eine solche Abhandlung ein Auswuchs, der das Gantze verunstaltet. Denn wolte man in einer Dichtkunst überhaupt vom guten Geschmacke handeln, so wäre dieses unstreitig eine unverantwortliche Ausschweifung, weil man in derselben nur Dinge sagen muß, welche die Gedichte betreffen, der gute Geschmack aber erstreckt sich über hundert andere Gegenstände. Wolte man aber auch bloß, von dem guten

Geschmacke in der Dichtkunst, ausführlich handeln, so ist es demohnerachtet überflüßig. Die gantze Dichtkunst bildet den poetischen Geschmack, weil derselbe ein guter Geschmack ist, wenn er den poetischen Regeln gemäß ist, und im widrigen Falle ein verschlimmerter. Aristoteles hat von dem guten Geschmacke nicht gehandelt, und seine Dichtkunst bildet demohnerachtet den Geschmack in der Dichtkunst. Wenn jemand eine Baukunst schreibt, so hat er gewiß nicht nöthig, in einer eigenen Abhandlung von dem guten Geschmacke in der Baukunst zu handeln. Unterdessen, da gute Sachen nicht ofte genug gesagt werden können, so gebe ich diesen gantzen Einwurf, wider die Gottschedische Dichtkunst, nicht für einen der wichtigsten aus.

§. 56.

Laßt uns dieses Capitel der Gottschedischen Dichtkunst an und vor sich selbst betrachten. Ich kan jetzo der Mühe überhoben seyn, alles dasjenige meinen Lesern zu sagen, was Herr Gottsched ausgelassen hat. Wer überzeugt seyn will, wie unvollständig dieses Capitel, meinem wenigen Bedüncken nach, ist, der darf sich nur die Mühe nehmen, meine Abbildung eines Kunstrichters zu lesen. Ich habe in derselben auch von dem guten Geschmacke, nach meinen Einsichten, gehandelt, und man wird leicht überzeugt werden können, daß ich sehr

sehr vieles in der Gottschedischen Abhandlung vermisse.

§. 57.

Als ich diese Blätter zu schreiben anfing, hatte ich nicht den Vorsatz, alles das in der Gottschedischen Dichtkunst anzumercken, was den Grundsätzen der gründlichen Weltweisheit zuwider sey. Allein der Herr Professor sagt in dem zweyten Absatze, daß derjenige, der von dem guten Geschmacke gründlich schreiben wolle, die Kräfte der menschlichen Seele, und sonderlich die Würckungen des empfindenden und urtheilenden Verstandes aus der Weltweisheit verstehen müsse. Da er sich selbst nun diese Kenntniß zutraut, so wird es mir erlaubt seyn, die philosophischen Irrthümer die hier vorkommen zu bemercken. Zumal da diese Untersuchungen allerdings einen Einfluß, in die Verbesserung des Geschmacks, haben können. Wenn man nicht richtig erkennt, was der Geschmack sey, und durch was für Kräfte der Seele er bestimt werde, so kennt man seine Natur nicht, und man weiß nicht, wie man seine Fehler aus dem Grunde heben soll.

§. 58.

In dem dritten Absatze schreibt der Herr Professor dem menschlichen Körper Sinne zu. Er sagt: **Der Geschmack, im gemeinen und eigentlichen Verstande, sey die Fähigkeit oder die Gabe unserer Zunge, die verschie-**

schiedenen Würckungen zu empfinden, die von Speise und Tranck auf derselben verursacht werden, wenn sie davon sattsam berühret und durchdrungen worden. Unsere Sinne, in so weit sie körperlichen Gliedmassen zukommen, sind nichts als Leidenschaften, und empfangen also nur die Eindruckungen der ausser uns befindchen Dinge. Diese gantze Stelle ist nicht gründlich und philosophisch genung. Der gemeine Mann, und alle die, welche die Natur der Seele nicht recht verstehen, schreiben dem Körper fünf Sinne zu, an stat daß sie sagen solten, der Körper habe die Werckzeuge der Sinne. Empfindungen sind Vorstellungen, und die Sinne sind Vorstellungskräfte. Da nun ein jeder, der kein Materialist seyn will, behaupten muß, daß der Körper keiner Vorstellungskräfte fähig ist, so kan der Körper nicht empfinden. Wolte der Herr Professor sagen, daß er die Empfindungeu, die er dem Körper zuschriebe, für keine Vorstellungen hielte, so fält er in einen andern Fehler. Es ist allezeit ein Eigensinn, wenn man ohne Noth von den angenommemenen Bedeutungen der Wörter abgeht. Wer den Körper Empfindungen zuschreibt, kan sich selbst richtig erklären, allein er gibt Anlaß zu Verwirrungen und Irrthümern. Eine mässige Ueberlegung kan einen jeden überzeugen, daß alles, was in dem Körper bey

den

den äusserlichen Empfindungen vorgeht, nicht zu den Empfindungen selbst gehöre, sondern den nächsten und unmittelbaren Vorwurf der Sinne und Empfindungen ausmache. Es ist ein Irrthum, wenn man sich einbildet, daß man die Körper ausser sich unmittelbar empfinde. Wenn ich einen Thurm sehe, so bilden die, von demselben zurückgefallenen, Lichtstralen hinten in den Augen ein Bild desselben. Dieses Bild bringet hinten im Gehirne eine ihm ähnliche Bewegung hervor. Diese äusserste Bewegung in dem Gehirn ist der nächste Vorwurf der Empfindung. Alsdenn hat sich die Seele, durch eine lange Uebung, angewöhnt unvermerckt zu schliessen, daß, wo eine solche Bewegung entsteht, auch ein Bild in dem Auge seyn müsse, und wo dieses sey, müsse auch der Thurm ausser ihr vorhanden seyn. Kan man also wohl sagen, daß die Empfindung in dem Körper sey? Man kan Maschinen machen, in welchen alle Bewegungen, die bey dem Sehen in den Augen geschehen, entstehen, kan man wohl, ohne offenbar mit Worten zu spielen, diesen Maschinen Empfindungen und Sinne zuschreiben?

§. 59.

In dem sechsten Absatze sagt der Herr Professor: **In solchen Wissenschaften, wo das deutliche und undeutliche, erwiesene und unerwiesene noch vermischt ist, da pflegt man auch wohl noch vom Geschmacke zu**

reden. Z. E. ich könnte wohl sagen: Ein theologisch Buch nach Mosheimischen Geschmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geschmacke; eine Arzneykunst nach Boerhavens Geschmacke. Aber hier muß ich anmercken, daß man den Geschmack nur in denjenigen Theilen solcher Disciplinen suchet, die noch ungewiß sind, und also nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonstrirtes gehalten wird: so bald hört man auch auf, sie zum Geschmack zu ziehen. Diese letzten Worte enthalten einen handgreiflichen Irrthum. Die Gewißheit und Ungewißheit bestimt niemals das Gebieth des Geschmacks, sondern die Undeutlichkeit der Vorstellungen der Vollkommenheit und der Unvollkommenheit. Es gibt demonstrirte Sachen, die einen so allgemeinen Beyfall haben, als das Copernikanische Lehrgebäude, und die demohnerachtet noch zu dem Geschmacke gehören z. E. die Seulenordnungen in der Baukunst, die Einheit in den epischen und theatralischen Stücken u. s. w. Es gibt aber auch ungewisse Dinge, die nicht zu dem Geschmacke gehören z. E. ob eine ewige Welt möglich sey oder nicht, ob die Seelen der Thiere Vernunft bekommen können u. s. w. Ein Buch nach Moßheimischen Geschmacke, heißt meines Erachtens ein Buch, das in der Art zu dencken, und zu schreiben, den Moßheimischen

mischen ähnlich ist. Diese Art aber ist nichts unerwiesenes, sondern sie enthält solche Vollkommenheiten, die unter dem Lesen undeutlich erkant werden und gefallen. Man kan eine Sache, nebst ihren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten auf eine doppelte Art erkennen, deutlich und undeutlich. Geschieht das erste, so sagt man niemals, daß man nach dem Geschmacke urtheile, man mag nun von seinem Urtheile gewiß oder ungeweiß seyn. Ist das letzte, so sagt man, daß man nach dem Geschmacke urtheile, man mag nun von diesem Urtheile gewiß oder ungewiß seyn.

§. 60.

Nach diesem sehr weitläuftigen Eingange, komt nunmehr in dem 9 Absatze die Erklärung des guten und üblen Geschmacks. Den guten Geschmack erklärt Herr Gottsched, **durch den von der Schönheit eines Dinges nach der blossen Empfindung richtig urtheilenden Verstand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat.** Wider diese Erklärung können verschiedene Einwürfe gemacht werden. Ich will mich dabey nicht aufhalten, daß dieselbe viel zu weitläuftig ist, als daß sie eine gute logische Erklärung könnte genennt werden. Ich will dasjenige anführen, was die Sache selbst angeht, und von einer grössern Erheblichkeit ist 1) Ich halte es für einen Irrthum, wenn gesagt wird, daß der Verstand

stand nach der blossen Empfindung urtheile, in Sachen die man nicht deutlich und gründlich erkennt. Der Herr Professor behauptet also, daß der Verstand alsdenn auch würcksam sey, wenn die Erkenntniß bloß undeutlich ist. Nun verstehen aber die Weltweisen durch den Verstand, das Vermögen deutliche Vorstellungen zu machen. Folglich, wo der Verstand würcksam seyn soll, müssen nicht blosse Empfindungen da seyn, die undeutlich sind. Ein Verstand demnach, der nach der blossen Empfindung urtheilt, in Sachen, davon man kein deutliches Erkenntniß hat, ist etwas widersprechendes. Der Herr Professor kan hier, meines Erachtens, keine andere Ausflucht nehmen, als daß er das Wort Verstand mit vielen, welche die Seelenkräfte nicht genau genug unterscheiden, in einer weitern Bedeutung nimt, und dadurch das Erkenntnißvermögen überhaupt versteht. Allein alsdenn verfält er in einige neue Fehler. Denn einmal ist die Erklärung des Geschmacks alsdenn zu allgemein. In einer guten Erklärung muß man die nächste Gattung, nicht aber die entferntere, worunter die erklärte Sache gehört, anführen. Folglich hätte der Herr Professor die Erkenntnißkraft insbesondere nennen müssen, wohin er den Geschmack rechnet. Hernach würde er auch, von der heute zu Tage angenommenen Bedeutung des Worts Verstand, abgehen, vermöge

möge welcher es kein accurater Weltweiser, in einer so weitläuftigen Bedeutung nimt. Ich bin der blinden Sectirerey von Hertzen feind. Allein so viel getraue ich mir zu behaupten, daß unzählige Wortstre te und vieler Mißverstand könnten vermieden werden, wenn man eines der grösten Weltweisen Erklärungen solcher Wörter, denen man ohne Nachtheil der Wahrheit diese oder jene Bedeutung geben kan, durchgängig annehmen wolte. Dergestalt könnte man sich Hofnung zu einer bestimten philosophischen Sprache machen, und dadurch tausend Verwirrungen vermeiden. Nun hat aber der Freyherr von Wolf den Verstand in der engern Bedeutung genommen, folglich muß man zum allerwenigsten sagen, daß Herr Gottsched ohne Noth, an stat der Wolfischen Erklärung, eine andere voraussetzt, welche zu allgemein ist. 2) Vermöge des vorhergehenden ist es falsch, daß der Geschmack zum Verstande gehöre. Herr Gottsched sagt selbst, daß der Geschmack nur nach undeutlicher Erkenntniß urtheile, dergleichen Erkenntniß aber rührt nicht vom Verstande her. Der Herr Professor sagt in einer Anmerckung: **Der grosse Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meinung, in dem** Recueil - - - **schreibt er:** Le gout distingvé de l'entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque

 chose

chose d' approchant de l'instinct. Le gout est formé par le naturel & par l' usage: & pour l' avoir bon, il faut s' exercer à gouter les bonnes choses, que la raison & l'experience ont deia autorisées; en quoi les ieunes gens ont besoin de guides. Es darf jemand nur das Französche verstehen, um gewahr zu werden, daß Leibnitz mit Herr Gottscheden nicht vollkommen einerley Meinung ist, indem er den Geschmack nicht zum Verstande rechnet, wie Herr Gottsched gethan hat. Leibnitz bestetiget die Meinung, die ich wider den Herrn Professor behaupte. 3) Diese Erklärung verwechselt die Würckung des Geschmacks, mit dem Vermögen (actum cum facultate). Man eignet auch Leuten einen Geschmack zu der Zeit zu, wenn sie auch nicht würcklich von Schönheiten urtheilen, folglich muß man den Geschmack durch ein Vermögen erklären. Ja da wir ihn nicht mit auf die Welt bringen, sondern erst erlangen, so muß man durch denselben eine Fertigkeit verstehen, die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten auf eine sinnliche Art zu erkennen. 4) Weil der Geschmack auch von den Häßlichkeiten urtheilt, so hat der Herr Professor denselben zu enge eingeschrenckt, wenn er ihm bloß über die Schönheiten das Richteramt zugesteht, man müste denn diesen Fehler bloß als eine Vergessenheit betrachten. 5) Ohne Zweifel ist es

zu

zu hart, wenn man den Geschmack für verdorben hält, so ofte jemand ein unrichtiges Urtheil fält. Es ist wahr, daß ein solches unrichtiges Urtheil übel ist, allein der Geschmack überhaupt kan doch noch gut genennet werden. Interdum bonus dormitat Homerus, Homer hat aber unleugbar einen guten Geschmack gehabt. Der gute Geschmack kan also füglicher erklärt werden, durch einen Geschmack, der eine Fertigkeit besitzt, sich vor falschen Urtheilen zu hüten. Und eben so kan ein Mensch, der einen üblen Geschmack hat, manchmal richtig urtheilen. Interdum vulgus rectum videt. Man kan daher einen üblen Geschmack durch einen solchen erklären, der eine Fertigkeit besitzt, unrichtig zu urtheilen. Diese Einwürfe können, mit einer geringen Veränderung, auch wider die Erklärung des üblen Geschmacks gemacht werden, ich will sie also nicht noch einmal sagen.

§. 61.

Der Herr Professor will seine Erklärungen rechtfertigen, und sagt: ich rechne den Geschmack zum Verstande, weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kan. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft können einen Anspruch drauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu, man müste denn einen sechsten Sinn oder den sensum communem

davon machen wollen, der aber nichts anders ist als der Verstand. In diesen Worten sind verschiedene Fehler begangen worden. 1) Der geführte Beweiß, soll ein disiunctiver Schluß seyn, und setzt also voraus, daß alle Erkenntnißkräfte ohne Ausnahm angeführt worden. Wer aber die Natur der Seele gründlich versteht, der kan leicht noch mehrere nennen, als die Scharfsinnigkeit, das Vermögen zu erdichten u. s. w. folglich verstößt dieser Beweiß wider die Regeln der Vernunftlehre. 2) Der Schluß beweißt zu viel. Ich könnte eben so schliessen: die Einbildungskraft gehört nicht zum Witze, zum Gedächtnisse, zu den Sinnen u. s. w. also muß man sie zum Verstande rechnen. Wenn man recht gründlich verfahren will, so muß man aus der Beurtheilungskraft ein besonders Vermögen der Seele machen, und das kan mit eben dem Rechte geschehen, als es mit der Einbildungskraft geschiehet. Diese Beurtheilungskraft ist das Vermögen, die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Dinge gewahr zu werden. Dieses geschiehet entweder deutlich oder undeutlich. Ist das letzte, so ist es die untere Beurtheilungskraft, und die Fertigkeit in derselben, heißt der Geschmack. Beyde gehören zu der untern Erkenntnißkraft der Seele. Ist das erste, so heißt es die obere Beurtheilungskraft, und die gehört zum Verstande, oder zu der obern Erkenntnißkraft. 3) Der Herr

Pro=

Professor hält den sechsten Sinn, den sensum communem, und den Verstand für einerley. Man kan aus den Schriften der Weltweisen erfahren, daß sie, durch den sensum communem, entweder diejenigen Handlungen der Seele, die sie bey einem jedweden Gebrauche eines jeden Sinnes vornehmen muß, samt dem Vermögen dazu, oder mit einem Worte die Aufmercksamkeit auf gegenwärtige Dinge, verstehen; oder diejenigen Urtheile, welche alle Menschen für wahr halten. Folglich wird es dem Herrn Professor schwer werden, seine Verwechselung der Begriffe zu rechtfertigen, er müste sich denn auf sein blosses Willkühr berufen.

§. 62.

In dem zwölften Absatze untersucht Herr Gottsched die Frage, ob der Geschmack einem Menschen angebohren werde? Seine Entscheidung ist richtig, denn er sagt, wir bringen nur die blosse Fähigkeit zu urtheilen mit auf die Welt. Allein seine Gedancken hängen nicht recht zusammen. Wenn man seine Erklärung des Geschmacks zum Grunde legt, vermöge welcher derselbe ein urtheilender Verstand ist, so wird niemanden einmal die aufgeworfene Frage einfallen. Jederman weiß, Verstand komt nicht vor Jahren, folglich wird uns der würcksame Verstand nicht angebohren, also auch nicht der urtheilende. Unterdessen muß man behaupten, daß der Ge-

schmack niemanden angebohren werde, denn er besteht in einer Fertigkeit §. 60. Nun lehrt die Erfahrung, daß dergleichen Fertigkeiten erst durch die Uebung erlangt werden. Wolte man einen angebohrnen Geschmack behaupten, so müste man entweder darunter das blosse Vermögen von den Schönheiten und Häßlichkeiten zu urtheilen verstehen; oder man müste aus der Erfahrung erweisen können, daß einige Kinder schon in ihren zartesten Jahren einige Fertigkeit in diesem Vermögen blicken liessen.

§. 63.

Wenn man diejenige Erklärung des Geschmacks annimt, die ich vorgetragen habe, so ist es eine vergebliche Arbeit, wenn man, nach dem 13. §. der Gottschedischen Dichtkunst, die Frage aufwirft, ob einigen der schlimme und andern der gute Geschmack angebohren sey. Denn, wenn der Geschmack gar nicht angebohren werden kan, so kan auch weder der gute noch der schlimme Geschmack irgends einem Menschen angebohren werden. Allein da Herr Gottsched hier durch den Geschmack die blosse Fähigkeit versteht, so leidet die Frage eine vernünftige Entscheidung, nur kan ich mit derjenigen nicht zufrieden seyn, die der Herr Professor gegeben. Er meint, die Fähigkeit neugebohrner Kinder sey zu allem gleichgültig, und also weder gut noch schlim.

In

In der Metaphysik wird bewiesen, daß nichts gantz gleichgültig sey, und wo ich nicht irre, getraue ich mir zu beweisen, daß der angebohrne Geschmack, oder vielmehr die Fähigkeit dazu unmöglich schlim seyn könne, sondern im Gegentheil gut genennet werden müsse. Eine Fähigkeit ist eine blosse Möglichkeit, und also schlechterdings unveränderlich und nothwendig. Das Böse, was in derselben ist, besteht nur in der wesentlichen Einschrenckung derselben, und in einem metaphysischen Uebel. Wenn man einen Geschmack schlim nennt, so versteht man darunter solche Unvollkommenheiten desselben, die zufällig sind, weil sonst die Verbesserung des Geschmacks eine unmögliche Sache wäre. Folglich ist der angebohrne Geschmack kein schlimmer Geschmack. Folglich muß er ein guter seyn. Diese Vollkommenheiten, weswegen er gut heißt, bestehen nicht in zufälligen Vollkommenheiten, sondern in der Einrichtung desselben, welche ihn dieser zufälligen Vollkommenheiten fähig und dazu geneigt macht. Haben nicht alle grosse Kunstrichter bemerckt, daß der Geschmack so lange gut bleibe, als man der Natur folge, und alsdenn erst verschlimmert werde, wenn man von ihrer Bahn ausweicht? Will man also diese Frage ja entscheiden, so muß man sagen, daß der angebohrne Geschmack bey den Kindern so gut als ihr Wesen sey. So wenig man

sagt, daß neugebohrne Kinder ein verdorbenes Wesen haben, so wenig kan man ihren angebohrnen Geschmack verderbt nennen. Unterdessen bleibt es wahr, was Herr Gottsched sagt, daß man aus dem Geschmacke der Kinder machen kan, was man will.

§. 64.

In dem 15 Absatze will der Herr Professor das Mittel anzeigen, den guten Geschmack bey Erwachsenen zu befördern, und er rechnet dahin zuerst den Gebrauch der gesunden Vernunft. Dieses Mittel ist an sich nicht zu verwerfen, allein es ist unzulänglich den guten Geschmack überhaupt zu befördern. Der Geschmack muß auch von Sachen urtheilen, davon man keine deutliche und gründliche Erkenntniß haben kan. Bey diesen Sachen verläßt uns die gesunde Vernunft, denn so ofte wir dieselbe brauchen, so ofte haben wir deutliche und gründliche Erkenntniß. Da es nun unzählige Fälle gibt, die unter das Gebieth des guten Geschmacks gehören, und in welchen keine deutliche und gründliche Erkenntniß stat finden kan, so ist der Gebrauch der gesunden Vernunft ein unzureichendes Mittel, den guten Geschmack zu befördern. Der Herr Professor thut zwar hinzu, daß man seine eigene fünf Sinne zu Rathe ziehen müsse, allein auch dieses ist nicht zureichend. Denn da die Sinne verdorben seyn können, so kan man sich auf das Urtheil derselben nicht schlech=

schlechterdings verlassen. Und wem ist wohl unbekant, daß die Sinne eben die gröste Verschiedenheit des Geschmack verursachen? und daß man manchmal noch fragen kan, ohne eine Entscheidung zu hoffen, welches unter den zwey widersprechenden Urtheilen der Sinne richtig sey? Eine Blonde, die von tausend Deutschen angebetet wird, erweckt einem Menschen, der unter dem heissen Weltgürtel gebohren worden, einen Eckel. Der Deutsche und der Mor beruft sich auf seine fünf Sinne, wer kan aber sagen, welcher unter ihnen recht hat? Es ist demnach klar, daß der Herr Professor, die Frage in diesem Absatze, sehr unvollständig aufgelöset habe.

§. 65.

In dem 21 Absatze sagt der Herr Professor: **Diejenigen bleiben also nur an der äussersten Schale kleben, die sich einbilden, die poetischen Schönheiten wären gantz willkürlich; heute könnte dies, und morgen was anders gefallen; in Rom könnte was häßlich seyn, was in Paris oder Londen unvergleichlich wäre.** Dieser Gedancke leidet eine grosse Ausnahme. Ich gestehe, daß es viele Schönheiten und Häßlichkeiten gibt, welche zu allen Zeiten und an allen Orten, von allen denen, die einen guten Geschmack haben, dafür gehalten werden, und das sind diejenigen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die auf nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen beruhen. Allein es gibt Schönheiten und Häß-

Häßlichkeiten, die auf veränderlichen und willkührlichen Gesetzen beruhen, und die können von Leuten, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten leben, verschieden beurtheilt werden, ohne daß ihr Geschmack seine Güte verliehrt. Und diese Verschiedenheit des Geschmacks ist nicht einmal ein Widerspruch zu nennen, weil nicht von einerley Sache in einerley Absicht geredet wird. Zu dem komt noch, daß die Gemüther der Menschen unendlich verschieden sind, daß eine Sache viele Schönheiten und Häßlichkeiten besitzen kan, und daß nicht ein jeder alle diese Schönheiten und Häßlichkeiten gewahr werden kan. Folglich können zwey Leute eine und eben dieselbe Sache beurtheilen, der eine sieht eine Schönheit, die der andere nicht sieht, und dieser wird eine Häßlichkeit gewahr, die der erste nicht wahrnimt. Dem ersten gefält die Sache, dem andern nicht, und sie haben alle beyde Recht. Die Erfahrung bestätiget diesen Satz. Unter unendlichen Beyspielen, will ich einige aus dem Homer anführen. Wenn dieser Dichter, wo ich nicht irre, den Agamemnon zu einer Zeit, da er ihm erstaunliche Heldenthaten verrichten läßt, mit einem Esel vergleicht; wenn er seine Printzen, Schweine schlachten und Würste machen läßt; wenn er den Ulisses mit einer Wurst vergleicht, die auf dem Roste gebraten wird, so sind dieses ohne Zweifel Gedancken, die Homer und seine Leser zu damaliger